unsere im Osten kämpfenden Truppen sicher manchmal darüber gewundert haben, daß die polnischen Juden in ihrem „Jiddisch" das Wort „lebendig" auf der ersten Silbe betonen und nicht auf der zweiten, wie wir. Diese Betonung von „lebendig" im „Jiddischen" ist aber die ursprüngliche und richtige; vor einer Reihe von Jahrhunderten betonte man in ganz Deutschland das Wort „lebendig" auf der ersten Silbe. Auch hier würde es nutzlos sein, für die Wiederherstellung der alten Betonung von „lebendig" auf der ersten Silbe eintreten zu wollen. Voraussichtlich wird auch der Kampf der Sprachgelehrten gegen die gleichartige Betonung der beiden Namen „Erika" zwecklos sein, da diese sich schon längst wie auch die Sprache unserer Dichter zeigt, bei uns eingebürgert hat.

Die Frauen und die bargeldlose Zahlung.

Der Bund deutscher Frauenvereine hat es sich angelegen sein lassen, die Frauen über die Bedeutung des Scheckverkehrs durch Flugblätter aufzuklären und zu ermitteln, wie die Frauen sich bisher zu dem Scheckverkehr verhielten. Nach den Ermittelungen dieser Vereine ist die Sachlage, wie das „Bert. Tagbl." mitteilt, folgende:

Die Banken haben in der letzten Zeit eine Zunahme ihrer weiblichen Kundschaft zu verzeichnen, doch sind dies meist ledige Frauen, besonders kaufmännisch Angestellte oder gewerblich Tätige. Diese leichneten Kriegsanleihe und legten sich bei dieser Gelegenheit ein Bankkonto an, dessen Vorzüge sie aus ihrer kaufmännischen Tätigkeit kennen gelernt hatten. Viele Ehemänner übertrugen auch bei ihrer Einziehung zum Heere ihr Bankguthaben auf ihre Frau, damit diese darüber frei verfügen könne.

Beim Berliner Postscheckamt hat sich die Zahl der Kontoinhaber seit Kriegsausbruch bedeutend erhöht. Sie betrug vorher 18 000 und ist jetzt auf 25 000 gestiegen. Von den 25 000 Kunden des Postscheckamts sind aber noch nicht ein Prozent Frauen. Auch hier sind es meist ledige Frauen, besonders Geschäftsinhaberinnen, die sich ein Konto einrichten. Wo aus besonderen geschäftlichen Gründen eine Firma das Postscheckkonto auf den Namen der Frau des Geschäftsinhabers aufstellen läßt, da steht das Postscheckamt darauf, daß zur Vermeidung von Irrtümern der weibliche Vorname in der Kontobezeichnung voll ausgeschrieben wird. Die unverheiratete, mündige Frau kann ohne weiteres ein Postscheckkonto einrichten. Für die verheiratete Frau besteht insofern eine Schwierigkeit, als sie ihrem Antrag die Genehmigung ihres Ehemannes beifügen muß.

In den Kreisen der Frauenbewegung wird diese Bestimmung als nicht mehr zeitgemäß empfunden. In dieser Kriegszeit, wo so viele Frauen zur wirtschaftlichen Selbständigkeit gelangt sind, wo sie das Wirtschaftsleben an diesen Punkten aufrecht erhalten helfen, erscheine es wenig angebracht, ihre Verfügungsfreiheit über Selbsterworbenes derartig zu beschränken. Zumal Hunderttausende von Ehemännern im Feld und gar nicht in der Lage sind, ihre Einwilligung sogleich zu geben. Die Kassenführerin des Bundes deutscher Frauenvereine, die auf ihren Namen ein Konto für den Bund einrichten wollte, verweigerte aus Prinzip die „ehemännliche Zustimmung" einzuholen. Das Postscheckamt lehnte darauf die Einrichtung des Kontos auf den Namen der Dame ab, da „gemäß den Ausführungsbestimmungen zu § 1 der Postscheckordnung, die sich auf die Bestimmungen des B. G. B. gründen", die Zustimmung des Ehemannes erforderlich sei. Man half sich dann damit, daß das Postscheckkonto für den Bundesvorstand errichtet wurde.

Das Postscheckamt entschied völlig korrekt, denn es handelte sich hier um eine gesetzliche Bestimmung des ehelichen Güterrechts, die nicht einfach durch Verordnung beseitigt werden kann.

Im übrigen aber zeigt sich das Postscheckamt den Frauen sehr entgegenkommend, indem es in den Fällen, wo der Ehemann im Felde ist, von der Beibringung seiner Erlaubnis die Einrichtung eines Frauenkontos absieht. Eine geschiedene Frau braucht eine solche Erlaubnis nicht, eventuell sieht man auch bei der getrennt lebenden davon ab.

Etwas schwieriger sind die Banken, die sich genau an die gesetzliche Bestimmung halten. Sie richten zwar der Kriegerfrau auf Wunsch ein Konto ein, verlangen aber die Beibringung der nachträglich eingeholten ehemännlichen Zustimmung in einem bestimmten Zeitraum, oder die Vorlegung des auf Gütergemeinschaft lautenden Ehevertrages. Ledige Frauen und Witwen können sich durch Einzahlung von 100 Mark zu jeder Zeit ein Bankkonto einrichten.

Die Dienstpflicht der russischen Landarbeiterinnen.

Wie im „Rjetsch" zu lesen ist, hat im Gouvernement Twer eine neue behördliche Verordnung große Bestürzung hervorgerufen. Im weiten Umkreis ertönt jetzt der Schreckensruf, „daß nun auch noch die Mädchen einberufen würden". Da ist daher, daß Semstwo-Vorsteher und die Dorfschulzen angewiesen worden sind, Mädchen als Feldarbeiterinnen anzuwerben und im Falle des Widerstandes zwangsweise zur Feldarbeit zu schicken. Frauen vom 15. bis zum 40. Lebensjahre sind für die Feldarbeit vorgesehen, und sofern sie sich vor der Uebernahme weigern, verfallen sie einer Strafe von 3 Monaten Gefängnis oder 3000 Rubel. Kaum hat die Kunde sich verbreitet, so versuchen die Frauen, ihre Töchter nach den Hauptstädten zu schicken. Dieses Unternehmen wurde jedoch vereitelt, indem die Polizei den Mädchen keine Pässe gab. Im ganzen vollzieht sich der Abschub der Mädchen zwangsweise, denn sie sollen für Fremde Erntearbeit leisten, während für ihre Angehörigen daheim keine Arbeitskräfte übrigbleiben. Im Dorfe gibt es jetzt viele Familien, in denen nur noch die alte Mutter oder Großmutter zurückgeblieben ist und das noch am Halm stehende Getreide nicht zu mähen und zu bergen imstande sein wird. Die Bauern sind entrüstet und trösten sich nur in der unbestimmten Hoffnung, daß die Töchter und Frauen bis zur Ernte in Twer, die erst gegen Oktober zu erfolgen pflegt, wieder zu Hause sein könnten.

Die ungalanten Pariserinnen.

Der gute Ruf, den die Franzosen und besonders die Pariser früher in bezug auf höfliches und „galantes" Wesen genossen, ist zwar im Verlaufe des Krieges schon lange erschüttert worden, wird aber jetzt durch die Zuschrift selbst eines französischen Soldaten an die Redaktion des Blattes „Oeuvre" Lügen gestraft. Der Soldat hatte als Rekonvaleszent einige Tage in Paris zugebracht und drückt sein Bedauern darüber aus, in welcher nichts weniger als zuvorkommenden Weise die verwundeten Soldaten von den Parisierinnen behandelt würden. „Ich kann," so schreibt er, „nur mit Bantoffeln und gestützt auf einen Stock auf die Straße gehen. Es ist also für jedermann sichtbar, daß ich verwundet bin. In der Straßenbahn und der Untergrundbahn wurde mir zwar manchmal bei Ueberfüllung ein Platz angeboten, aber stets waren es alte Damen, die diese Rücksicht an den Tag legten, niemals Männer in mittleren Jahren und junge Leute und niemals junge Frauen oder Mädchen. Einmal wurde mir auf der Platform der Straßenbahn der Stock im Gedränge aus der Hand gestoßen, und er fiel auf die Straße. Niemand mir half, ich sah gesund aussehender junger Mann, aber es fiel ihm gar nicht ein, auch nur den Kopf zu wenden. Wieder war es eine ganz alte Dame, die mir den Stock reichte. Es ist zunindest merkwürdig, daß es außer den alten Frauen, die geschwiegen großmütterlich empfinden in Paris keinem Menschen — weder Mann noch Frau — einfällt, einem Verwundeten auch nur das geringe Maß von Rücksicht zu erweisen, das er verlangen darf."

Die erste städtische Schulleiterin in Berlin.

Der Magistrat Berlin hat auf Vorschlag der Deputierten für das höhere Schulwesen Frau Eugenie Görke zu Fraustadt in Schlesien zur Rektorin der neuen Mädchen-Mittelschule am Grünen Weg, der ehemaligen höheren Mädchenschule von Kaun-Erbel, gewählt. Es ist dies die erste Leiterin einer städtischen Schule in Berlin. Frau Görke ist erst 33 Jahre alt, hat aber bereits als Leiterin einer Schule in Fraustadt Erfolge aufzuweisen. Nach der kurzen Ehe begann sie mit der Vorbereitung für ihren späteren Beruf, besuchte eine höhere Schule, bestand das Lehrerinnenexamen und später das Rektoratsexamen.

Verheiratete Lehrerinnen.

Der Schöneberger Magistrat hat beschlossen, den angestellten Lehrerinnen der Schöneberger Schulen, die sich während des Krieges verheiraten, so lange sie im Schuldienst weiter beschäftigt werden, die vor ihrer Heirat bezogene Besoldung während des Krieges weiterzuzahlen. Nach dem Gesetz hört das Anstellungsverhältnis einer Lehrerin bei ihrer Verheiratung auf, sie kann zwar während des Krieges noch ferner im Schuldienst tätig bleiben, dann aber nur als Hilfslehrerin mit dem entsprechend geminderten Einkommen einer solchen, obwohl die Art ihrer Tätigkeit dieselbe bleibt. Um diese Härte auszugleichen, erging obiger Beschluß, damit die Lehrerinnen nicht abgehalten werden, zu heiraten.

Frauen im Gewerbeaufsichtsdienst

wird jetzt Preußen ebenfalls einstellen. Bedingung zur Anstellung als solche ist, daß die betreffenden Frauen durch eigene Tätigkeit in Fabriken genügend Einblick in die bestehenden Verhältnisse besitzen.

3050 Frauenhilfsvereine

sind jetzt in Deutschland tätig, um nach allen denkbaren Richtungen hin die Sorgen und Leiden zu lindern, die der Krieg gebracht hat. Während der Kriegszeit sind 360 Vereine neu gegründet worden. Zumeist haben die Frauen aus eigenem Entschluß sich zusammengetan und die Organisation ihrer vielseitigen, energischen Hilfstätigkeit aufs glänzendste durchgeführt. Wie draußen die Heere deutscher Männer, so kämpfen im Innern die Heere deutscher Frauen gegen unsere Feinde und sorgen dafür daß wir siegen werden. Was diese Frauen-Organisationen geleistet haben, verdient ein besonderes Ruhmesblatt in der Geschichte unseres Volkes.

Zur Berufswahl für Mädchen.

Nach einer Ermittelung der Stadt Köln über die Berufswahl der Ostern 1916 aus der Volksschule entlassenen 5210 Mädchen wählten 1159, also fast 23 Prozent, den kaufmännischen Beruf, dagegen nur 767, also 13 Prozent, wollten Hausgehilfin werden. Diese Zahlen zeigen, wie bitter notwendig noch Aufklärung in weiten Volkskreisen ist, aber auch, wie wenig alle bisherigen Aufklärungen und Warnungen beachtet worden sind.

Das Frauenstudium

hat auch während des Krieges einen gewaltigen Aufschwung genommen. Die Zahl der studierenden Frauen ist um ein Drittel größer als vor dem Kriege, sie stieg von 4150 auf 5460! Damit beträgt der Anteil der Frauen am Universitätsstudium jetzt 10.5 Prozent gegen 6.7 Prozent vor dem Kriege. Zieht man die Zahl der Studierenden ab, die im Felde stehen, so beträgt der Prozentsatz jetzt sogar 33, und jede dritte Person, welche die akademischen Hörsäle besucht, ist eine Dame! Die meisten Frauen, nämlich 67 Prozent, studieren jene Fächer, die zum höheren Lehramt führen: Philologie, Geschichte Mathematik und Naturwissenschaften, 27 Prozent studieren Medizin und Zahnheilkunde, die restlichen 6 Prozent verteilen sich auf Rechtswissenschaft, Landwirtschaft, Pharmacie und Theologie. Ein Fünftel aller studierenden Frauen besucht die Universität Berlin.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 38:

„Verschärfter Unterseebootskrieg".

(Vater. Schärfe. Halter. Unter. Tiger. Sehne. Brot. Lotos. Karl. Wiege.)

Wieder haben wir viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie: „Feldpostbriefe 1914/15", gesammelt von Hermann Sparr,

ensiet auf Hermann Fischer, hier.

Silbenversteckrätsel.

Bezeichnung, Fischnetz, Laufgraben, Indien, Neutralität, Adel, Kriegsschiff, Behandlung, Begleiter, Heuboden.

In den obigen Wörtern sind, ohne Rücksicht auf deren Silbentrennung, die Silben eines Satzes enthalten, der eine Mahnung für jeden Deutschen ist.

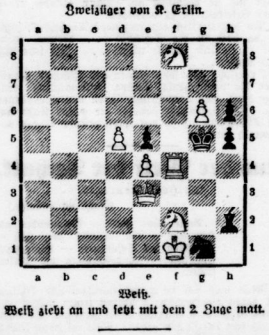
Prämie:

Bismarck in deutscher Dichtung.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntagsnummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von K. Ertin.



Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 38.

Dreizüger von K. Traxler.

1. Lc8—g5 1. Kd4—c5
2. De1—a3+ 2. f4 n. e3
3. Lg5 n. e3 matt.

Auf 1. ..., Ld7 n. e6 folgt 2. De1—e5+ usw.; auf 1. ..., sh5 n. g5 2. De1—a1+ usw.; auf 1. ..., beliebig 2. Lg5 n. f4 usw.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Ruck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eliesser, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 39 | **Halle, Sonntag, den 24. September** | **1916**

Ein rechter Baum, der seine guten Früchte trägt,
Der wünscht nicht seine Blüten sich zurück.
Und wem ein männlich Herz im Busen schlägt,
Sehnt nicht mit Wehmut nach der Blüten Glück.

Rückert.

Die Handschrift.

Skizze von Hans Fr. Blunck.

„Gehen Sie doch hin," — hatte ihn der weißhäupige Notar gebeten, — „Gehen Sie doch hin, Holgersen, und ordnen den Nachlaß von Stüwen ein wenig. Ich habe zwiel zu tun und meine Leute sind draußen!"

Der Lehrer kämpfte gegen den Nordweststurm, der sich gegen den Deich warf und donnernd über das Land rollte. Neben ihm lag das Meer wie ein weißhin schwellendes Fahnentuch. Das umschlang auch Henn Stüwen, den Grübler, der unterm Wasser hindurch gegen England gefahren war und dabei hatte sterben müssen.

„Gehen Sie doch hin und ordnen seinen Nachlaß, Holgersen, Sie waren ja beide so gute Freunde!"

Das Wort hallte ihm in den Ohren nach, eine Art Rührung erfüllte ihn. Wirklich, sie waren gute Freunde gewesen, Henn Stüwen und der Lehrer. Vielleicht hatte der andere kaum etwas gewußt von Jens Holgersens Neid, von seiner blinden Eifersucht gegen den Architekten, der draußen in die Welt gefahren war und die Schönheit des Erdrunds gesehen hatte. Er war heute fest überzeugt, daß der andere es nie empfunden hatte, und er freute sich darüber. Er hatte aufrichtig versucht, seine Gefühle niederzukämpfen, Freund des Jugendfreundes zu bleiben, und wenn Henn Stüwen in seinen freien Tagen in die Heimat kam und sie beide über den Deich gingen, fast wie er heute gegen den Sturm lief, hatten sie über Gott und Menschen gestritten wie in ihrer Knabenzeit.

Nur einmal war's gewesen, als hätte der andere es empfunden. Einmal, als der Lehrer spät abends gekommen war und durchs Fenster schaute, hatte Stüwen geschrieben, in einem großen Blätterbündel verbessert und gestrichen, und als Holgersen eintrat, hatte der Freund es schon verschlossen.

Der andere wußte wohl, weshalb.

Mit den Weststürmen träumen der Jugend waren die Zwei ins Leben getreten und hatten gewetteifert, hatten dichten und ringen wollen. Aber während es dem einen gelang, sich ein Namensmal aufzubauen, war Jens Holgersen der unbekannte Dorflehrer geblieben. Höchstens, daß ihm die Kritik und ein paar politische Aufsätze glückten. Hier einmal und dort einmal. Und das war auch seine Eifersucht geworden. Er führte seine Armut auf den Mangel an Bildern und Eindrücken zurück, die der andere draußen so reichlich gesammelt hatte.

So kam's, daß Henn Stüwen seine Manuskripte zu verbergen begann und selten mit dem Freund darüber sprach, auch nicht, als er schon einen feinsinnigen wackeren Ruf hatte.

Jetzt lag er unter den weiten rollenden Fahnen, die endlos im Wind stiegen und sanken, sich bauschten und ausollen. Und die Farbe der Fahnen war grau wie der Tod. Jens Holgersen aber empfand es als eine Gerechtigkeit des Schicksals. Er wußte, nur einer von ihnen konnte Künstler ihrer Heimat sein, er fühlte, daß jetzt seine Zeit gekommen war, und er ging ihr froh und gefaßt als Erbe entgegen.

Vom Haff kam der graue falzige Sturm und brauste gegen den Deich, schien hoch aufzuspringen wie ein wildes Pferd und jagte in den tief drängenden Wolken weiter, als müßte er noch heute den Ritt um die Welt machen. Gischt flatterte vom Meer, trieb gegen die Deiche und blieb wie zitternde weiße Glockenblumen im Grase hängen. Unten im Vorland, das mit der Ebbe frei ward, waren zahllose Muschelstümpel, drückten sich mit farblosen Augen ins Gras und warteten auf die folgende Springflut.

Jens Holgersen fühlte sich seltsam herrisch und stark. Es war, als brauste der Sturm für ihn, wie ein jung Gekrönter schritt er fürbaß. Jetzt, wo die Männer draußen waren und der Krieg sie fraß, war er König im Land.

Als er in die kleine Stube Henn Stüwens eintrat, mußte er sich eine Weile sammeln. Die Erinnerung an den Toten rührte ihn wieder sonderbar. Dann warf er die Schultern zurück, hob den Kopf und begann nachlässig in Büchern und Papieren zu blättern. Und wieder stand das Gefühl der Stärke in seinen Augen.

Einmal blieb er am Fenster stehen und schaute in den dämmernden Sturm. Meer und Vorland verschmolzen in grauer Farbe, nur die weißen Gischtköpfe der Wogen blickten huschelt herauf. Holgersen mußte daran denken, daß Henn Stüwen manches Jahr am Fenster gestanden hatte und in die Seenot hinausgeträumt hatte. Jetzt war das Meer über ihn gekommen und er war irgendwo da unten in der lichtlosen Weite. Ob Henn Stüwen wohl eine Seele hatte?

Jens Holgersen fröstelte ein wenig, er zündete die Lampe an, die noch halb gefüllt stand, so wie der andere sie verlassen hatte, und freute sich über den warmen, gedämpften Schein. Die Dämmerung draußen wurde lichtlos und störte ihn nicht mehr, er war im Zimmer allein.

Einer seiner Schlüssel paßte zum Schreibtisch. Er hatte es früher einmal zufällig entdeckt. Als er die Schublade aufzog, steigerte sich seine Unruhe. Er fühlte, wie sein Herz hoch schlug, als beängne er ein Unrecht, von dem er selbst doch nichts wußte. Er mußte einen Augenblick aufstehen und überlegen, daß er bestimmt im Recht war, daß er den Auftrag hatte, den Nachlaß des anderen zu ordnen. Er sagte sich auch, daß es die alte Eifersucht war, die ihn zu einer krankhaften Spannung trieb, eine Neugierde, welche Anerkennung der andere noch hätte kosten können, aus dem, was er schon geschaffen hatte.

„Ob du wohl gedacht hast, Henn Stüwen, daß ich dein Erbe wäre. Das Schicksal ist gerecht, du Erfolgreicher, ich wußte, daß meine Zeit kommen würde. Ich wußte, wenn ich deine Werke las, daß ich längst dasselbe gefühlt hatte, daß ich noch mehr zu sagen hatte, aber du nahmst mir das Wort und das Brot vom Mund.

Jetzt kommt meine Zeit."

Eine große Handschrift in blauem Leinen lag in der Lade, sonst war sie leer. Holgersen erinnerte sich, daß er den anderen daran arbeiten gesehen hatte, damals, durchs Fenster. Noch ohne sie aufgeschlagen zu haben, wußte er, daß er Henn Stüwens letztes Werk vor sich hatte. Und mit einer gewaltigen Spannung, die er vergeblich zu dämpfen suchte, begann er zu lesen. Was war dein Erbe, Henn Stüwen?

* * *

Es war fast Morgen, als Holgersen die Schrift aus der Hand legte. Ringsum lebte die Stube von all den Wesen, die der Dichter geweckt hatte. Wie eine Schöpfung war die Nacht gewesen, wie ein Aufwachen an all die Sagen und Zauber des Landes. Ein Gottesgnadentum waren die Seiten des Toten, voll von all der Sehnsucht und dem Glauben des Meeres. Und voll von den Träumen Jens Holgersens. Nie hatte der Lehrer so herb empfunden, daß der andere der Voranschreitende war, daß alles, was er selbst mühsam suchte, von Stüwen zuerst gedacht und geformt war. Und in all seinem fiebernden Nachempfinden fühlte er deutlich die Rolle des Ruhmkommenden.

Jens Holgersen schlug mit der Faust auf den Tisch und lachte laut auf. Unsinn, war der andere nicht im Recht? Er war nun einmal der Größte, der Erste, der Dichter und er, — der Dorflehrer, war der Hinkende. Und wenn Henn Stüwens letzte Arbeit erschien, würde die Welt den Toten da unten zu ihren Göttern erheben. Ein Werk war's, wie man nur ein einziges schafft ein Leben lang.

Aber Jens Holgersen würde man vergessen. Der wäre gerade gut, seine Erinnerungen an Henn Stüwen zu schreiben. Er lab sich fast im Kreis der Freunde, die von dem anderen sprachen. Auf dem Lehrertag war's, oder irgendwo. Man fragte ihn scheu, wie nahe er dem Großen gestanden hätte, ob er wirklich der Freund des Toten war.

Warum war er doch nicht Henn Stüwen geworden? Wo war das Schicksal, das dem anderen angetan hatte, was es ihm versagte, was es ihm stahl. Wer sprach mit ihm? Oh, er konnte sie, diese rasende Eifersucht, die kein Wille zu dämpfen vermag. Im Schatten des anderen stand er, und wenn sie von seiner Arbeit sprachen, maßen sie nur den Einfluß Henn Stüwens an ihm. Und jetzt hatte der andere ein Werk geschaffen, das alle ihre keimenden Gedanken umfaßte, alles erschöpfte, was er zu formen vermochte.

Wer hatte es geschaffen? Henn Stüwen natürlich! Wie kam er doch drauf, hatte er's nicht in der Hand, er selbst?

Der Sturm fuhr dicht übers Land, daß die Dunkelheit draußen zu zucken und zittern schien. Die Lampe brannte trüber, die Flamme kleiner und flackerte unruhig, warf steile Schatten über Tisch und Wände. Ein Salzgeruch drang durch die Fenster ins Zimmer.

Ihm fiel ein, wie sie sich über Gesicht und Sinne gestritten hatten. Woran erkennst du die Heimat, Henn Stüwen? Weil der Westwind und das Sonnenlicht hier draußen so seltsam duften. Und du, Jens Holgersen? Am Schlick und Tangeruch. Jeder Schlick riecht anders: Schleswigschlick, Rheinschlick und Elbschlick!

Jetzt huschte die kleine Sonnenlicht und kein Westwind mehr. Henn Stüwen, das reicht nicht in deine Tiefe. Jetzt bin ich's, dem die Oberwelt leuchtet! Jetzt bin ich's, der dein Werk baut, der dein Werk hält. Was hast du denn davon?

Jens Holgersen erschrak etwas. Er hatte laut gesprochen, hatte seinen eigenen Gedanken gelauscht. Und er hatte gehört, daß es sein Werk war, das er in Händen hatte. War's das nicht? Was hatte der Tote davon? Was wußten die Menschen, wer's geschaffen hatte, wenn er's eine Weile verborgen und Uebergänge schuf? War er nicht kritisch genug, um die zu finden? Er spürte plötzlich, daß der Gedanke schon etwas Selbstverständliches in ihm war und wunderte sich kaum noch darüber. War er nicht der Erbe?

Nur vor dem Heimweg graute ihm. Ihn durfte ja keiner sehen, die Nacht mußte er benutzen, sonst würden sie ihn fragen: Was trugst du im Arm, als du von Henn Stüwen kamst?

Gedenktage der Woche.

24. September 1862 Bismarck wird preußischer Staatsminister.
1904 † Der Mediziner Finsen, Entdecker der Behandlung durch Lichtstrahlen, in Kopenhagen (geb. 1860).

25. September 1876 † Ernst v. Bandel, Schöpfer des Hermannsdenkmals im Teutoburger Walde (* 1800).
1878 † Der Kartograph August Petermann in Gotha (* 1822).

26. September 1815 Abschluß der Heiligen Allianz zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland in Paris.
1873 † Der Ausstpielschicker Roderich Benedix in Leipzig (* 1811).
1914 Die Japaner beginnen den Angriff auf Tsingtau.

27. September 1825 Eröffnung der ersten Eisenbahn (zwischen Stockton und Darlington) in England.

28. September 1869 † Der Geograph Karl Ritter in Berlin (* 1779).
1670 Straßburg kapituliert.
1883 Enthüllung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald.
1907 † Großherzog Friedrich I. von Baden (* 1826).
1914 Beginn der Beschießung Antwerpens.

29. September 1902 † Zola in Paris (* 1840).
1911 Italien erklärt der Türkei den Krieg.

30. September 1811 * Kaiserin Augusta († 1890).
1870 Einzug General v. Werders in Straßburg.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191609242/fragment/page=0001

Jens Holgersen sprang auf und faltete die Handschrift zusammen. War's nicht sein Eigen? Was hatte der Tote davon? Die Lebenden haben das Recht, und er war das Leben. Er wollte groß und herrlich dastehen, ein einziges Mal. All seine Träume und Bilder des Ruhmes bewegten sich vor ihm.

Vorsichtig löschte er das Licht, verschloß die Tür und zog den Schlüssel ab.

Erste Dämmerung kämpfte draußen gegen den Sturm. Die Eschen knarrten und dröhnten und suchten das Licht mit den Zweigen zu fangen. An der Böschung stand die Flut und donnerte und rollte.

Es wurde Springflut. Die Deichwächter machten ihren Morgengang, er wußte es und sein Auge suchte unruhig die graue Helle zu durchdringen. Dabei empfand er zum ersten Male lebhaft, daß er etwas zu verbergen hatte. Fast neugierig sah er seine Schrift. Ob alle Diebe so ruhig sind wie er? Natürlich, es gibt kleine und große, eigennützige und selbstlose? Wozu er wohl gehörte? Er suchte nach Erklärungen, aber er fand keine.

Da nickte er und biß die Zähne zusammen. Gut, dann will ich ein Dieb sein. Laufen so viele in der Welt herum, die ein Mäntelchen dafür finden. Noch ich keins, wollt' ich doch stehlen. Stehlen, was das Schicksal dem anderen gab, weil es mich vergaß. Er fühlte die Kraft, die ihm seine Gesetzlosigkeit gab. Oder war's die Handschrift, mit der er als Herr vor die Welt treten konnte. War er nicht Besitzer und Erbe? Wer nahm ihm das Recht, seinen Namen drauf zu setzen? Er lebte, das Leben gab ihm das Recht, was hatte der Tote davon?

Der Sturm brach gegen den Deich, wie ein schweres, strandendes Schiff. Holgersen barg die Handschrift vorsichtig unter dem Lodenmantel. Es war, als wollte der Sturm ihn schütteln oder seine Arme packen.

Vorn in der salzgrünen Luft tauchte die Schleuse auf. Die Wolken schoben sich und stürzten wie graue Wölfe vorm West über den Himmel. Das erste Licht gab ihnen seltsame, riesige Schatten. Aber das Land lag noch dunkel, als wäre die Luft ein schwerer dampfender Wall.

Wo wohl Henn Stiwens Seele war? Trug er sie im Buch unterm Arm? War's darum, daß sie so zerrte und zuckte in seinen Händen?

Eine seltsame geheimnisvolle Schwere lag in seinen Gliedern. War wohl die Müdigkeit der durchwachten Nacht. Oder war die Handschrift so schwer?

War doch gut, daß Henn Stiwen nicht wiederkehren konnte.

Wär er doch erst zu Haus mit der Schrift! Nie wieder wollte er im Sturm durch die Nacht gehen. Wo wohl Henn Stiwens Seele war? Die ruhte tief, bis die Fische sie fraßen oder die Meere vertrockneten. Was war das, Seele?

Die Schleuse war nahe. Dunkel wuchs das verwitterte Gebälk aus dem Grau heraus.

Drüben von der anderen Seite kam ihm ein Deichwächter entgegen. Eine sinnlose Angst ergriff Jens Holgersen plötzlich. Er fürchtete, man könne nach ihm fragen, nach ihm und der Last, die er breit unter dem Mantel trug. Und der Wächter würde es morgen den anderen erzählen und sie würden wieder fragen, was er mit sich geschleppt hatte in jener Nacht.

Der Lehrer kroch hinter den großen Schleusenpfeiler, um sich zu verbergen. Unter ihm brauste das Wasser und schäumte und strömte.

Als der Wächter nahe kam, drängte er sich hinter die Balken und versuchte, sich anzuklammern, um nicht gesehen zu werden. Da glitten seine Hände an dem feuchten morschen Holz entlang und plötzlich verlor sein Fuß den Halt, und er stürzte lautlos ins Wehr.

Nocturno.

Von Gutti Alsen.

Die Nacht war soeben herabgesunken. Auf der Schwelle des kleinen Gasthofs, der einsam an einer Biegung der Landstraße lag, stand die junge Frau in dem gelben Lichte, das aus dem leeren Saale herausströmte.

„Wie heiß es ist . . .“ murmelte sie, „es kommt sicher ein Gewitter.“ Sie streckte sich: „Mein Gott, nun ist es bald neun Uhr . . . Karl wird vor Mitternacht nicht zurückkehren; es ist eigentlich Zeit, daß ich alles schließe . . .“

Ohne jede Hast ging sie ins Haus zurück, legte Schlösser vor die Eisentüren, welche die Fensterläden verrammelten, und trat wieder vor die Tür, um auch hier die Läden zu befestigen. Sie hörte die schweren Regentropfen, die zu fallen begannen ließ ihr Schlüsselbund im Schloß stecken und blieb auf der Schwelle stehen.

„Wie gut das tut“, seufzte sie erleichtert auf. Sie schob ihre braunen Haare aus der feuchten Stirn und gähnte, daß ihre weißen Zähne aufblitzten.

Da erschien der Unbekannte. Er tauchte plötzlich aus der Nacht auf, wie er vor dem rauschenden Regen davonlief, und war so schnell im Wirtshaus angelangt, daß die junge Frau einen Schrei ausstieß.

„Ein netter Wolkenbruch!“ sagte er, seinen durchweichten Hut schüttelnd, „da kann ich von Glück sagen, daß ich hier noch zur Zeit angelangt bin . .“

Er war ein großer, blonder Bursche mit fröhlichem, gesundem Gesicht. Seine Kleidung war anständig, eine goldene Kette spannte sich über seine Weste, er trug einen Trauring am Finger und eine niedrige schwarze Schachtel unter dem Arm.

„Zwei Minuten später, und Sie hätten alles geschlossen gefunden“ sagte die junge Frau. „Woher kommt es, daß Sie jetzt noch auf der Landstraße sind?“

„Das kann ich Ihnen erklären. Sehen Sie, ich bin Juwelier, und da vertreibe ich meine Waren auf dem Lande persönlich. Seit drei Tagen befinde ich mich in der Nachbarstadt und nehme die Umgebung mit. Da habe ich es mir diesen Abend in den Kopf gesetzt, zu Fuß zum Essen zurückzukehren, obgleich ich mich bereits verspätet hatte . . . Ich verirrte mich, und dann kam dieser Regengub . . . Ich war nicht wenig zufrieden, als ich Ihr Licht schimmern sah . . . Denn man sagt, daß die Wegstraßen nach dieser Seite hin nicht sicher sind. Und da ich einige Wertgegenstände darin habe . . .“ er schlug auf die schwarze Schachtel und unterbrach sich plötzlich . . . „Sie sind doch ganz allein hier? Ist niemand dahinter?“ fragte er argwöhnisch und wies auf eine Tür.

Die junge Frau fuhr empor.

„Nein, es ist niemand da. Was wollen Sie damit sagen? Wofür halten Sie denn dieses Haus? Mein Mann ist in der Stadt, wo er geschäftlich zurückgehalten wird. Aber er muß vor Mitternacht hier sein. Und ich schließe die Wirtschaft. Sie müssen fortgehen.“

„Werden Sie nur nicht böse“, sagte der Mann, „Sie werden es doch nicht übers Herz bringen, mich bei einer solchen Sintflut vor die Tür zu setzen. Und außerdem sterbe ich vor Hunger und möchte gern einen Happen essen.“

„Es ist noch kaltes Fleisch und Käse übrig“, sagte die junge Frau, „aber dann müssen Sie auch gehen. Wir gewähren kein Nachtlager, es ist kein Hotel.“

„Das ist schade“, lachte er schelmisch auf, „besonders da Ihr Mann nicht zu Hause ist.“

„Wollen Sie wohl schweigen!“ Sie zuckte, ohne ärgerlich zu werden, die Schultern. „Schämen Sie sich nicht? Ein verheirateter Mann . . .“

Er sah sie ganz verdutzt an.

„Woher wissen Sie, daß ich verheiratet bin? Ach, bin ich dumm, mein Ehering. Ich scherzte ja auch nur. Wenn ich eine hübsche Frau sehe, so kann ich einfach nicht anders, Sie müssen es nicht übel nehmen.“

Sie hatte ihm Essen vorgesetzt. Er goß zuerst zwei Gläser Wein hinunter und begann dann mit bestem Appetit zu essen. Die schwarze Schachtel hatte er in Handbreite neben sich gestellt.

Plötzlich begann er zu zittern, stellte sein Glas hin und lauschte. „Was ist das?“

Irgend etwas hatte hinter der ihm gegenüberliegenden Türe getrapt. Die junge Frau lachte.

„Das ist Kiki. Sehen Sie, das ist sie schon. Sie wird Sie nicht auffessen.“

Sie öffnete einer großen grauen Katze, die ins Zimmer kam und an der Wandverkleidung entlangschlich, die Türe.

„Wir halten Sie wegen der Mäuse auf dem Boden“, fuhr sie fort; „daß Sie aber so furchtsam sind!“

Der Mann hatte sich wieder gefaßt und leerte sein Glas.

„Ich bin nicht furchtsam“, sagte er mit beleidigter Miene, „aber ich habe meine ganze Habe da drin: Uhrketten. Es gibt kaum etwas Schöneres und Eleganteres.“

„Darf man sehen?“

Die junge Frau war interessiert näher getreten.

„Aber gewiß. Ansehen kostet nichts.“

Er erhob sich, besichtigte die Schlösser der Fensterläden, drehte den Schlüssel an der Außentür an der immer noch der Schlüsselring hing, zweimal um und nahm die Schlüssel mit sich ins Zimmer. Dann öffnete er die schwarze Schachtel.

„Sehen Sie sich das nur an!“

Die junge Frau beugte sich ein wenig hinunter. Aber sie hatte kaum Zeit, ein paar goldene Ketten zu sehen, da stieß sie ein heulendes Gekreiz aus, das allmählich verstummte. Der Mann hatte sie von rückwärts gepackt. Er hob sie wie eine Feder auf, warf sie über den Tisch, hielt sie mit eiserner Faust fest und erstickte ihr Geschrei unter einer Serviette.

„Jetzt sei vernünftig“, sagte er grollend. „Wenn du schreist, so ist's um dich geschehen! Wo ist das Geld?“

Sie keuchte, halb wahnsinnig vor Angst. Mehr noch als die blanke Klinge des Messers, das der Mann vor ihren Augen hin und her schwang, erschreckte sie sein Gesicht mit den plötzlich unheimlich gewordenen Augen. Unfähig, zu sprechen, machte sie eine Bewegung mit dem Kopf nach dem Schanktisch.

Er gab sie wieder frei.

„Paß auf! Wenn du dich rührst oder wenn du schreist . . . Na, du hast wohl verstanden?“ Er fuchtelte mit seinem Messer umher und saß ihr ganz nahe ins Gesicht.

„Du bist also vernünftig, wie?“ Er lachte hart auf: „Ja, ja, ich gehe schon, dann rühre ich dich nicht an.“

Er nahm die Schlüssel, schritt zum Schanktisch, verjagte die graue Katze, die darauf kauerte, betrachtete das ganze Bild, ergriff eine Flasche Schnaps und goß einen langen Schluck hinunter. Dann durchwühlte er die Schankkasse.

„Zweiundsiebzig Mark sind auch kein Dreck!“ sagte er, während er das Geld in die Tasche steckte, „wo ist das übrige?“

„Das übrige?“ stammelte die junge Frau.

„Ja, die Ersparnisse, der Wollstrumpf, den ihr versteckt? Wo habt ihr ihn? In einem Schrank? Unter der Matratze?“

„Ich schwöre Ihnen, es ist nichts mehr da. Mein Mann hat heute alles auf die Sparkasse gebracht. Aus diesem Grunde ist er eben zur Stadt gegangen . . .“

Der Mann lachte wieder in sich hinein und trat dann an sie heran.

„Ich gebe dir eine Minute, um dich zu entscheiden.“

Er hatte die Schnapsflasche mitgenommen, goß sich sein Weinglas voll und stürzte es auf einen Zug hinunter. Die junge Frau sah mit zerzausten Haaren auf ihrem Stuhle, ihre Zähne schlugen aufeinander.

„Bist du aber furchtsam!“ sagte er spöttisch. „Willst du jetzt sprechen? . . . Eins . . . zwei . . .“

Etwas wie Rauch, eine Flamme, zuckte in seinen Augen auf. Langsam näherte er ihr das Messer.

„Es ist nichts mehr da. Ich schwöre es Ihnen. Nichts . . . Gnade!“ — Sie röchelte vor Schrecken, denn die Spitze hatte ihren Hals berührt. Doch plötzlich zog der Mann die Waffe zurück.

„Ich kann nicht“, brummte er, „ich bin zu feige!“

Er griff mit zorniger Gebärde nach der Flasche und leerte sie fast bis zum Grund. „Siehst du, mein Täubchen“, sagte er dann wieder laut, „ich will dir lieber glauben, als dir ein Leid zufügen. Gibt es einen galanteren Mann als mich? Männer würde ich sechs umbringen, aber so zarte Täubchen machen aus mir, was sie wollen. Besonders, wenn sie nett sind. Na, lach doch ein bischen . . . War das nicht ein netter Einfall, der Trick mit dem Juwelier und den Uhrketten? . . . Das zieht, das flößt Achtung ein, das gibt den Leuten Vertrauen . . .

Wie der Ehering ... So lach' doch, sage ich dir ... Du bist viel netter, wenn du fröhlich bist ...“

Er hatte sie um die Taille gefaßt und taumelte mit ihr dem Zimmer zu. Aber dort angelangt, fiel er vor Erschöpfung und allzu reichlichem Alkoholgenuß in einen tiefen Schlaf.

Mitten in der Nacht hörte sie die durch den aufgeweichten Weg gedämpften Schritte, auf die sie bisher gewartet hatte. Ganz leise, um den schlafenden Mann nicht zu wecken, glitt sie in einen kleinen Anrichteraum mit einem breiten Fenster, dem einzigen, das keine verschließbaren Läden hatte, weil es mit eisernen Stäben vergittert war. In dem fahlen Nachtlicht erkannte sie ihren Mann, der auf der Landstraße daherschritt, und das machte sie so glücklich, daß ihr Tränen in die Augen traten.

„Karl“, rief sie mit ersticktet Stimme durch die Gitterstäbe hindurch.

Er wandte den Kopf um.

„Still . . .“, hauchte sie, „tritt näher! Ohne Geräusch! Sprich nichts! Ein Bandit ist da. Ja, ein Dieb. Er hat die Schankkasse gestohlen und mich wollte er töten. Er ist betrunken und schläft. Ich kann nicht hinaus. Er hat die Schlüssel von Fenstern und Tür in seiner Tasche. Du hast doch einen Revolver ... Komm schnell ...“

Entsetzt hörte der Mann zu. Er war von gedrungener, dicker Statur, mit einem borstigen Schnurrbart und runden Augen in einem roten Gesichte, das die Erregung jetzt erbfahl werden ließ.

„Ich soll kommen?“ stammelte er.

„Ja, ich wage nicht, ihn die Schlüssel fortzunehmen, um mich zu retten. Ich fürchte, daß er erwacht und mich tötet . . . Geh, die Leiter des Wagenschuppens holen und steige auf den Boden hinauf. Die Dachluke steht offen ... Beeile dich ... Worauf wartest du?“

„Ich warte ... Ich warte ... Das kann ich doch nicht.“

Er stotterte, ganz kopflos, und trotz der Kühle der Nacht rieselte ihm der Schweiß über das gipsweiße Gesicht.

„Das kann ich doch nicht ... Man muß immer das Gesetz für sich haben ... Ich kenne nur diesen Grundsatz. Keinem Unrecht tun ... Revolverschüsse? Du gehst scharf ins Zeug ... Ich hole lieber den Gendarmen ... Rührt' dich indessen nicht ... Er wird ja nicht aufwachen ... Und du wirst sehen, wie es ihm geht, wenn wir zurückkommen.“

Und schon war er fort und rannte durch all den Schmutz und den von neuem einsetzenden Regen dahin.

Die junge Frau stand mit offenem Munde da und sah ihn in der Dunkelheit verschwinden. Sie war so bestürzt, daß sie fünf Minuten ganz verständnislos, ohne sich zu rühren, dastand.

„Nein, so etwas ... Ist das denn möglich?“ murmelte sie endlich.

Sie schritt in das Zimmer zurück. Der Mann schlief immer noch. Sie trat zu ihm heran und rüttelte ihn am Arm. Er sprang auf, bereit, sich zu wehren.

„Zieh“, schrie sie, „durch die Hintertür! Mein Mann kommt mit dem Gendarmen.“

Er ist des verblüfft an. Dann glaubte er in seiner Eitelkeit, sie zu verstehen.

„Du bist wirklich ein reizendes Täubchen“, sagte er, „da hast du die Schlüssel ... Komm, öffne mir! ... Und fürchte nichts ... Ich sehe dich schon wieder ...“

Er entfloh. Sie setzte sich in das Zimmer, gerade unter die verlöschende Lampe, unbewegt, eine lange Zeit, und verwünschte ihren neuentstandenen Haß. Ihr gegenüber kauerte die graue Katze auf dem Tische und sah sie mit ihren grünen Augen unverwandt an.

Aus der Welt der Technik.

Von Hans Bourquin.

(Nachdruck verboten.)

Brate ohne Fett! — Weintrauben als Fettquelle — Die Plastik der Hefe — Streckung des Schuhwerks — Die geheizte Unterhose — Röntgenstrahlen als Perlensucher.

Man muß sich im Kriege einrichten und behelfen. Das haben die Hausfrauen doppelt lernen müssen und nehmen daher Winke und Hilfe immer gerne an. So wissen sie, daß zum Braten Fett gehört. Nicht bei jedem Fleisch, Schweine- und Gänsefleisch schmoren im eigenen Fett, nicht zu beispielsweise das Rindfleisch. Wie soll man das aber braten, wenn es an Butter und Fett fehlt? Nun, man hat zu diesem Zweck besondere Gefäße hergestellt, mit denen ich auch ohne Fett braten läßt, in denen das Fleisch auch ohne Fett schön braun wird. Bei diesen liegt in einer Pfanne ein Rost, auf den das Stück Fleisch — trocken — gelegt wird. Das so über Feuer gerösteste Fleisch wird wundervoll gar und schmackhaft. Die etwa dazu gewünschte Tunke muß gesondert zubereitet werden. Gewiß ist das nur ein Behelf, aber manchem, der Gebratenes Gekochtem vorzieht, wohl willkommen.

Natürlich werden auch die Bestrebungen fortgesetzt, allerhand Fettersatz zu gewinnen. Daß man die Pflege der Sonnenblume empfohlen hat, weil man aus deren Kernen Oel pressen kann, ist gewiß bekannt. Neuerdings ist man nun darauf aufmerksam geworden, daß auch die Kerne der Weintrauben natürliches Fett enthalten, das sich auswerten läßt. Bisher war man sie als unnütze Abfälle weg. Jetzt preßt man aus ihnen ein sehr wohlschmeckendes Tafelöl, und wenn dieses herausgezogen ist, läßt sich noch ein Fettprodukt zweiter Güte gewinnen, das für die Seifenfabrikation nützlich ist. Amerika hat wohl zuerst diese Ausnutzung der Weintraubenkerne versucht, und die erzielten Erfolge haben unseren Nachbarn in Oesterreich Veranlassung gegeben, die Kerne aus den Trestern bei vorigen Jahres zu beschlagnahmen und aufzukaufen. Eine Zentrale sorgt für die Verarbeitung auf Oele, und so hat man wieder gelernt, brachliegende Werte nutzbar zu machen.

Zu den Stoffen, die ebenfalls Fett enthalten oder enthalten können, gehört auch die Hefe, die zugleich durch ihren Eiweißgehalt nahrhaft wird. Die Technik hat sich aber auch in einem anderen Sinne für sie interessiert. Sie hat nämlich festgestellt, daß Hefe ein ungemein plastischer Körper ist, und daß sich bei richtiger Behandlung feste Gegenstände aus ihr herstellen lassen. Wenn man aus Hefe irgendein Gebilde formt, so wird dieses allerdings wenig beständig sein, da die Masse keinen festen Halt besitzt. Wenn man aber die Hefe erhitzt und dann etwas anhaltend unter Druck behandelt, so entsteht ein harter Körper, „Ernolith“ genannt, dessen Ausgestaltung die große Bildsamkeit der Masse zeigt. Münzabdrücke z. B. lassen sich mit Ernolith ebenso gut herstellen, wie mit Gips. Nur muß man natürlich in der angedeuteten Weise mit Wärme und Druck arbeiten. Man hat auch schon die verschiedensten Artikel aus diesem Material angefertigt, und die günstigen Eigenschaften des Ernoliths machen sogar die Herstellung vorzüglicher Druckflöte möglich. Immerhin wird die Hefe sofern sie Nahrungs- oder Futtermittel ist, zu derartigen Zwecken nur verwendet werden dürfen, wo sie in sehr reicher Fülle vorhanden ist.

Wir hatten in diesem Sommer viel über Regen zu klagen, und da ist gutes Schuhwerk besonders wichtig. Aber leder ist augenblicklich rar. Das hat eine doppelte Ursache. Einmal ist Deutschland trotz seiner Ausfuhr an Leder auch wieder auf dessen Einfuhr angewiesen und auf den Import der Tiere, deren Häute sich zu Leder verarbeiten lassen. Und diese Zufuhr stockt natürlich jetzt. Vor allem verbraucht aber der Krieg eine ungeheure große Menge Material. Wenn man einmal Gelegenheit hat, in eine der Werkstätten zu blicken, wo für unsere Truppen draußen Sattler- und Schusterarbeit ausgeführt wird, so bekommt man einen Eindruck davon, wieviel Leder im Felde nötig ist. Es ist darum klar, daß wir jetzt nicht auf reichliche und billige Schuhmare rechnen dürfen.

Auch der Schuh kann „gestreckt“ werden, wenn man ihn schont. Und dafür gibt es eine ganze Anzahl nur recht zweckmäßigen Mittel. Auch hier ist die Kultur der Abfälle am Platz. In der Werkstatt des Schumachers und Sattlers sind nämlich zahlreiche Stückchen von Leder übrig, die man verwenden kann, um sie unter die Schuhsohlen zu nageln. Nimmt man etwa Reste von Treibriemen, so erweist sich die Panzerung als besonders haltbar. Schön steht freilich ein derartig geschützter Schuh nicht aus; er ist ein wenig schwer, und man kann nicht so leicht auftreten als man möchte; aber im Kriege muß man über derartige Mängel hinwegsehen — wenn das Mittel nur hilft. Eine Praktikerin empfiehlt ferner, an schadhaften Stellen der Sohle Reißzwecken einzuschlagen, um das Leder vor der Berührung mit dem Boden zu schützen. Und man sollte dort, wo das Schuhwerk sich gerade für den Salon bestimmt ist, die Sohle reichlich benageln, wie das jeder Bergsteiger tut, und wie es ja auch der Soldat gewohnt ist. Dies dürfte wohl das einfachste Mittel sein, um den Schuh zu strecken. Warum wendet man es nicht mehr an?

Ist es überhaupt nötig, daß man Schuhe aus Leder macht? Der Chinese trägt schon seit Jahrhunderten Filzschuhe oder wenigstens Filzsohlen, und wenn diese auch gegenwärtig für uns kaum empfohlen werden können, so sind sie doch ein Beweis, daß man auch anderes Material für die Fußbekleidung wählen kann. Und es fehlt nicht daran. Ist es nicht im Grunde unnötig, daß man Schuhabsätze ganz aus Lederstückchen aufbaut? Warum benutzt man dazu nicht Holz? Allerdings wird man damit etwas hart auftreten; aber unsere Vorväter reichen noch aus, daß man sich eine Gummischeibe unternageln lassen kann. Auch die Sohle kann aus Holz hergestellt werden. Der ländliche Holzschuh ist freilich ein recht plumpes Ding; aber man hat ihn zu veredeln gewußt. Man stellt jetzt Schuhe mit Holzsohlen her, die gefällig aussehen, und bei denen auch das Klappern vermieden wird, indem man der Sohle eine rauhe Unterseite gibt, die das Auftreten mit großen Stöcken verhindert. Oben ist ferner das Leder durch Segeltuch oder einen anderen passenden Stoff ersetzt. Beim Militär haben sich Schuhe, deren Oberteil nicht aus Leder besteht, gut bewährt, und sie können darum gewiß auch für den Zivilisten empfohlen werden. Weniger haltbar scheinen dagegen Sohlen aus Linoleum zu sein; sie dürften daher wohl nur für Hausschuhe geeignet sein.

Unter Nässe und Kälte leiden aber auch unsere wackeren Kämpfer draußen, und mancher mag sich ein warmes Stübchen wünschen, wenn er in Wind und Wetter auf Vorposten steht. Da will ihm nun der Elektrotechniker mit einer kleinen Erfindung helfen, deren Gedanke mar für einen gefälligen Scherz halten könnte, wenn nicht die guten Namen eines österreichischen Oberleutnants und eines Wiener Professors dahinter ständen. Es handelt sich nämlich um ein — elektrisch geheiztes Unterbeinkleid! Man weiß ja, daß der elektrische Strom auf seiner Bahn Wärme erzeugt, und es ist auch gelungen, daß die Erhitzung der Drähte um so stärker wird, je dünner sie sind. So wird der Faden im Glühlämpchen schon in dem Augenblick, wenn man „knipst“, so heiß, daß er zu leuchten anfängt. Warum sollte sich nun ein Kleidungsstück nicht auch elektrisch erwärmen lassen, wenn man es aus gut isolierendem Stoff herstellt und mit dünnen Drähten versieht, die sich im Material verbergen? Eine solche Hose nach der Erfindung wiegt 850 Gramm, stellt also kein Stück einer schweren Ritterrüstung dar. Der glückliche Besitzer dieses kleidsamen Oeschens wird dann durch eine Starkstromleitung mit irgend einer rückwärts liegenden Stromquelle in Verbindung gebracht, und nun braucht dort nur auf einen Knopf gedrückt zu werden, um den friierenden Mann auf das beste zu erwärmen.

Etwas poetischer ist eine Erfindung auf dem Gebiet der Perlenfischerei. Bisher hat man die Perlen auf eine ziemlich unwirtschaftliche Art gewonnen. Die von den Tauchern mit Messern von den Klippen losgeschnittenen Muscheln wurden nämlich in großen Mengen in Fässer geworfen, wo man sie einfach faulen ließ. Hierbei öffneten sie sich meist, und dann konnten die Perlen herausgenommen werden. Nun sind aber nur von 20 von 100 dieser Muscheln perlenhaltig, und so wurden denn 80 Prozent Tiere getötet, die beim Weiterleben noch nützlich geworden wären. Will man jene 80 Prozent rechtzeitig ausscheiden, so muß man ein Mittel haben, um gewissermaßen in die Tiere hineinzuschauen. Und letzteres wird durch die Anwendung der Röntgenstrahlen möglich. Die in Netzen angeordneten Muscheln werden also durchleuchtet, und so läßt sich schnell erkennen, welche von ihnen gesund, welche dem Wasser zurückgegeben werden sollen. Scheinbar den Ereignissen des Krieges fern liegend, ist diese Erfindung doch für die Gegenwart kennzeichnend. Man kann sparsamer mit den Gütern umgehen, und das ist nützlich, mag es sich nun um die Streckung von Leder oder von Perlmuscheln handeln.

Aus der Welt der Frau.

Erika und Erika.

Ich bin ein Kind vom Norden,
Das von der Welt nichts sah
Als seine weite Heide
Und rote Erika.

Mich zieht's nicht in die Ferne,
Nur zu jener Heimat Klang;
Mein Herz erfüllt die Liebe
Zu meiner Heimat nur!“

So besingt G. von Rochow, ein Landsmann und Zeitgenosse der Annete von Droste-Hülshoff, die norddeutsche Heide und ihren schönsten Schmuck, die rosischimmernde heidekleine Erika. Die Bezeichnung Erika klingt uns für diese Heidebluete weit ansprechender als die sonst vielfach übliche Benennung „Heidekraut“ oder gar als der Name „gemeine Besenheide“, den man in manchen botanischen Lehrbüchern antrifft und der die wörtliche Uebersetzung des wissenschaftlichen Namens der Pflanze Caluna vulgaris darstellt. Der lateinische Name Calluna stammt von dem griechischen Worte kalynein her, das „ausfehren, segen“ bedeutet. Auch der Pflanzennahme Erika stammt aus dem Griechischen. Die Poesie der Bezeichnung Erika für die Heidepflanze liegt aber nicht allein in dem Klange des Namens, sondern auch in seiner prachtlichen Bezeichnung zu dem bei uns recht verbreiteten weiblichen Vornamen Erika. Nun aber verlangen jetzt die Sprachgelehrten, so schreibt uns ein Mitarbeiter, daß der weibliche Personenname Erika und der Pflanzenname Erika, weil sie zwei ganz verschiedene Worte sind, gemäß ihrem Ursprung verschieden zu betonen sind. Der weibliche Name Erika müsse auf der ersten, der Pflanzenname dagegen auf der zweiten Silbe betont werden. In der neuesten Ausgabe des Duden, in dem die Betonungen der Wörter angegeben werden, wird tatsächlich dieser Unterschied gemacht. Sicherlich wird manche Tragerin des Namens Erika, die diese Benennung dem Umstande verdankt, daß Fürst Bismarck die liebliche Tochter der Heide zu seiner Lieblingsblume erkor, mit einer derartigen Scheidung nicht einverstanden sein. Es fragt sich überdies sehr, ob es den Vorschriften des Duden und den Lehrern, die sich nach den Vorschriften des Duden richten müssen, gelingen wird, unseren Sprachgebrauch in diesem Punkte umzumodeln. Denn bei uns hat es sich nun einmal eingebürgert, die beiden Namen ganz gleich, nämlich auf der ersten Silbe, zu betonen. Unsere Sprache und Rechtschreibung weist eine große Zahl von Unrichtigkeiten und logischen Widersprüchen auf, die aber der Sprachgebrauch geduldigst hat und mit denen sich auch unsere Sprachgelehrten vermiß abgefunden haben. So werden sich z. B.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191609242/fragment/page=0002